

Pastor Dr. Bernd Schwarze St. Petri zu Lübeck

Solo verbo XII „Von Herren und Knechten“

Eine postsakrale Freiheits-Litanei

Kyrie eleison. Ein markantes Zeichen im Eröffnungsteil eines christlichen Gottesdienstes. Dieses „*Herr, erbarme dich*“ ist eine Haltungsanzeige – und eine implizite Unterstellung zugleich. Die angezeigte Haltung dürfte Unterwerfung sein. Ein Kniefall - zumindest im *Geiste* der Versammelten - vor einer unergründlichen Übermacht, vor einer *Hierarchie* im ursprünglichen Wortsinn: einer heiligen Herrschaft. Und was die Unterstellung betrifft, so muss diese Herrschaft von sich aus wohl kühl und distanziert und zunächst frei von aller Rührung sein. Denn warum sollte man sonst ein Erbarmen, ein Sich-Erwärmen für die Not der Geringen erst erleben?

Kyrie eleison. Das Spiel der Vokale, es schmeichelt zwar dem Ohr, es ist klanglich noch gereift in Höhenflügen der Musikgeschichte, und doch birgt dieser Ausruf für das neuzeitlichen Gemüt ein Unbehagen: dass wir nur Knechte, Mägde, Unterworfenen und Untergebene seien. Nur so viel wert, als dass wir bitten, flehen dürfen. Ist das die *conditio humana*? Ist das unser Verhältnis zu Gott und der Welt? Ist das noch zeitgemäß?

Freiheit. Freiheit ist doch die Leitvokabel der modernen Zeiten. Herren und Knechte: das war einmal. Ständegesellschaft, Leibeigenschaft, finsternes Mittelalter. Wer sollte heute sein Haupt noch neigen vor irgendetwas, irgendwem? Wer sich nach der Aufklärung nicht frei und mündig weiß, ist gemäß Kant bekanntlich selber schuld. Schillers Pathos, Französische Revolution und American Dream. *The land of the free.* Demokratie und Deutschlands Hymne. Ein Bundespräsident, meist feinfühlig und besonnen, aber immer leicht trunken, wenn sein Lieblingswort zur Sprache kommt. Und

Markenkommunikation. *A timeless land, where horses still run free, and some men do what others only dream of.* Ein neostrukturalistisches Sprachspiel hält die *Freiheit* für eine männliche Vokabel, weil sie buchstäblich gesehen ja um zwei Eier kreist. Doch nicht nur Tabakwaren, coole Drinks und heiße Schlitten sind libertäre Botschaftsträger. Der Geist der Freiheit beatmet All-Inclusive-Reisen und Wellness-Kuren, beduftet Seifen, Deos und sogar Slipeinlagen. Und die Religion? Auch sie trägt die Freiheit gern vor sich her. Und fordert im Credo dennoch die Anerkennung eines Herrn. Es ist vielleicht zum Gotterbarmen.

Kyrie eleison. Im Jahre 1985 veröffentlichten vier amerikanische Musiker unter dem doofen Bandnamen *Mr. Mister* einen Song mit eben diesem Titel. Ein wenig feierlich-liturgisch muten da die ersten Takte an. Dann wird ein ganz normaler, gefälliger Popsong daraus. Im Text der Strophen eine Selbstbesinnung über den Lebensweg, die Sorgen, Hoffnungen und Ängste. Und im Refrain, in brilliantem Satzgesang mit einem kraftvollen Beat unterlegt, wiederholt sich ständig dieser *Kyrie*-Ruf. Kirchenleute reagierten seinerzeit ganz begeistert. Endlich eine flotte Variante auf die alten Litaneien, in denen ein Kantor ein Gebetsanliegen vorträgt, worauf dann die Gemeinde respondierend im Gesang den Herrn anfleht. Die Musiker, daraufhin angesprochen, reagierten sehr entspannt. Dieses *Kyrie*, das hätten sie nur aufgeschnappt und wüssten gar nicht so genau, was es bedeutet. Es hätte halt so hübsch geklungen als *hookline* im Refrain.

Für mich ist das ein schöner Hinweis, dass man auch *Herr* sagen kann, ohne gleich in Knechtschaft zu fallen. Auch nicht in die Knechtschaft eines kirchlichen Bekenntniszwangs. Und eine Ermutigung, das Thema dieses Abends versuchsweise in eine *postsakrale Litanei* zu betten. Postsakrale Litanei, was mag das heißen? Nun, leugnen kann und will ich nicht, dass dieser Raum eine Kirche ist und ich mit meinem Wort in ihrem Dienst stehe. Nur wäre der Erkenntnisgewinn gering, wollte man die Problematik des Herrschafts-Knechtschafts-Themas demütig bittend vor einer vermeintlich höheren Autorität

ausbreiten. Denn möglicherweise ist diese gedachte höhere Autorität ja nicht die Lösung, sondern das eigentliche Problem.

So will ich im Folgenden die Litanei als das Traditionsmodell liturgischer Problembearbeitung vorsichtig-sympathisierend zitieren, und zwar ohne in die Unterwerfungshaltung zu geraten. Wenn Paulus das Verhältnis zur Welt ein „Haben, als hätte man nicht“ nennt, so möge diese Litanei nun ein „Beten, als betete man nicht“ oder besser noch ein „Nicht-Beten, als betete man“ sein. Was die Sortierung der Aspekte und Anliegen betrifft, will ich mich gern der klassischen Ordnung der so genannten *Ektenie* anschließen, wonach *erstens das Reich Gottes und die Kirche*, *zweitens* dann die *Ordnungen und das Heil unserer Welt* zu bedenken seien. *Drittens* dann würden die *Notleidenden und Unterdrückten* berücksichtigt, und *viertens wir selbst*, die wir hier versammelt sind.

Das griechische Wort *ekténeia* bedeutet übrigens so etwas wie *Eifer* oder *Inbrunst*. Nun möge hier der Eifer eben nicht der Selbsterniedrigung gelten, sondern dem Streben nach größtmöglicher Freiheit. Und die Zielausrichtung dieser postsakralen, also nachkirchlichen, Kommunikationsbemühung sei nicht eine transzendental-übermächtige Autorität, sondern zunächst die menschliche Vernunft. Gleichwohl sind Sie eingeladen, so Sie mögen, auf ein jedes der vier Anliegen – der liturgischen Struktur entsprechend – mit einem *Kyrie eleison* zu antworten. Aber fallen Sie dazu bitte nicht im Geiste auf die Knie, sondern tun Sie es den amerikanischen Popkünstlern gleich. Als hätten sie es irgendwo aufgeschnappt. Und lauschen Sie, wie schön es klingt. Die *postsakrale Litanei der Freiheit*: möge sie beginnen.

1. *Das Reich Gottes und die Kirche*

Der Lobpreis schallt durch alle Lande. Der Herr, unser Herrscher, hat uns aus der Knechtschaft befreit. Er ist der Herr der Heerscharen, er stößt die Mächtigen der Welt vom Thron. Dies ist der Grundton, in dem die Hebräische

Bibel von Gott erzählt. Es ist eine Grunderfahrung des wandernden Volkes geworden, immer wieder dem Zugriff der Mächtigen zu erliegen, in Unterdrückung zu geraten, Sklaven zu sein. So gefangen, so überwältigt von der Herrschaft der Welt, ist wohl auch die Erlösung davon kaum anders als durch Herrscherkraft denkbar. Und selbst die Erlösten, die Befreiten – aus dem Ägyptenland oder aus Babylon – sie bleiben Knechte, Mägde, Sklaven, nur unter einem anderen, vermeintlich höheren Vorzeichen. Es ist jedoch wichtig zu erwähnen, dass der *äwäd*, der Knecht, im Hebräischen nicht nur ein Unterlegener ist; der *äwäd* kann auch ein Kämpfer Gottes sein. Was in der deutschen Übersetzung kaum noch nachzuempfinden ist, hat sich in der englischen Version des *knight* immerhin erhalten. Wobei der Ritter allerdings durchaus noch der Knecht eines Mächtigeren bleibt.

Und so riefen sie, die Stämme Israels, ihn an. Ihn, dessen eigentlicher Name rätselhaft und unaussprechlich war, und nannten ihn *adonaij*, den *Herrn*. Und die Septuaginta, die griechische Übersetzung, machte *kyrios* daraus, und aus dem Herrscher wurde zugleich ein *despotes*. Unmissverständliche Macht-Titulation. Das Neue Testament, es verwendet den Kyrios-Titel interessanterweise sowohl für den himmlischen Vater als auch für den Sohn Jesus Christus. Und die Benennung Christi als *kyrios* zeigt nun eine bemerkenswerte Bedeutungswende an, die in der Theologie zwar hinreichend reflektiert wurde, in der kirchlichen Frömmigkeit dennoch arm an Auswirkungen blieb.

Kyriós Iesoús, Herr ist Jesus, dieser früheste christliche Bekenntnisruf, ist im Grunde eine Machtzuschreibung voller Ironie und Ambivalenzen. Mitgesagt und mitgedacht ist hier, dass alle, die sich in der Welt für große Herren halten, auf *ihn* schauen sollen. Auf den Menschen, der kein weltlicher Herrscher wurde und der in Schmach und Schande starb. Dessen Herrschaft eigentlich eine Knechtschaft im Dienst der Liebe war. Statt Untergebenheit zu fordern, richtete er, den Erzählungen nach, die Gebeugten und Gestrauchelten auf und sprach mit

ihnen, ohne sich zu überheben. Die Zeugen bei der Kreuzigung, die zu ihm nach oben schauten, blickten zugleich in den Abgrund der Sinnlosigkeit hinab. Eine erstaunliche Irritation sowohl für die Perspektive als auch für die hierarchische Erwartung.

Erst später wurde diesem Christus im Zuge der Deutungen der Auferstehungsbotschaft ein königlich-himmlisches Herrscherdasein hinzugedichtet, wurde aus dem Gesalbten der Menschlichkeit ein Thronender, ein Pantokrator. Und eben dieses Bild scheint das Selbstverständnis der Kirche – man bedenke etwa die königsherrschaftliche Inszenierung des Vatikan – aber auch konfessionsübereifend die kirchliche Frömmigkeit doch sehr geprägt zu haben. Der im Gebet angerufene *Herr*, er muss sein strahlendes Reich doch irgendwo da oben haben. Entsprechend unterwürfig muten die Gebete an. Nun, immerhin findet sich seit einigen Jahrzehnten eine freundliche, aber auch nicht unproblematische Tendenz in den liturgischen Formularen, Christus im Gebet nicht mehr als Herrn, sondern als Bruder anzusprechen. (Gestatten Sie mir die Randbemerkung, dass in der Generation Einzelkind auch die Anrede „Bruder“ schon leicht ins Transzendente weist.)

Martin Luther – auch wenn ihm die Machtattitüde der Kirche stets ein Dorn im Auge war -, er blieb dem Herrschaftsdenken treu. Er hielt die Menschen sogar grundsätzlich für Mägde und Knechte, sie hätten bestenfalls die Freiheit der Wahl, welcher Macht sie dienen wollten. In seiner Schrift über den unfreien Willen nennt er die Menschen Lasttiere, die entweder von Gott oder vom Teufel geritten werden. Frei sind wir allenfalls, indem wir an der Freiheit partizipieren, die Christus für uns erstritten hat. Der Herr, der zum Knecht wurde, macht uns Knechte zu Herren. Ganz schön. Aber auch ganz schön verknotet.

Wo bleibt sie: die Freiheit? In den Freikirchen? Man lasse sich von leichtem Liedgut und lockeren Liturgien nicht täuschen. Die Theologie und Ethik ist nirgends so unfrei wie dort. Wo bleibt sie: die Freiheit? In einer Welt der freien

Geister jenseits aller Religion? Hört sich verlockend an, aber auch dort lauert Knechtschaft und Sklaverei. Freiheit, um Gottes willen, wo bleibst Du? *Kyrie eleison.*

2. Die Ordnungen und das Heil unserer Welt

Wir leben in einer freien Welt. Nicht wahr? Ich meine: Klar gibt es diese Länder, und leider sind es ziemlich viele, in denen Diktatoren ihr Unwesen treiben, in denen Recht und Freiheit kaum mehr als Träume sind. Aber wir, in der so genannten zivilisierten, westlichen Welt: wir sind doch frei, oder nicht? Ich muss an Lübeck vor wenigen Wochen denken. Sperrzonen und Ausweiskontrollen, mehrere Tausend Polizisten, Panzerfahrzeuge, Scharfschützen auf den Dächern. Ich frage hier nicht danach, was davon sinnvoll und richtig war. Stelle auch nicht in Frage, dass diese Ordnungskräfte souverän und besonnen agierten. Ich sage nur, wie sich das angefühlt hat. Demokratisch gewählte Vertreter aus sieben freien Nationen zu Gast in unserer Stadt. Und eine Atmosphäre von Herrschaft, Unfreiheit und Macht. Es mutet ein wenig so an, als müssten sich auch in der freien Welt die Herren gegenüber den Knechten gelegentlich mächtig erweisen.

Doch schauen wir auch einmal hin, worüber diese Herren der Freiheit (auch eine Dame war unter ihnen) da verhandelt haben. Unter anderem über ein Abkommen, welches die globalen Märkte weiter deregulieren soll. Mehr Freiheit also, oder? Nun, wenn die Begriffe Freiheit und Markt zusammenkommen, erreichen wir schnell eine neue Problemdimension. Denn der freie Markt bedeutet vor allem Freiheit für jene, die sich eine Eroberung der Welt mittels wirtschaftsstrategischer Macht und hinreichend Finanzressourcen erlauben dürfen. Dass dies für kleinere regionale Unternehmen und vor allem für die arbeitende Klasse neue Knechtschaft bedeutet, wird viel zu leicht in Kauf genommen. Ich neige theologisch bekanntlich selten zu biblizistischen Sichtweisen. Doch wenn ich das Jesuswort bedenke, welches besagt, dass wir

nicht zwei Herren dienen könnten: Gott und dem Mammon, dann möchte ich naiv und unumwunden behaupten: diesen Gedanken muss man nicht groß entmythologisieren. Er ist in Hinsicht auf diese beiden Möglichkeiten schlicht und einfach wahr.

Und dann lese ich, dass eine Bundesregierung den Boni-Verdoppelungen der Vorstände von teils offen verbrecherisch agierenden Großbanken zustimmt. Dann denke ich an die Menschen in Asien, die unter katastrophalen Bedingungen deren Businesshemden schneiden und deren Smartphones zusammenlöten, und möchte zum Himmel schreien: *Kyrie eleison*.

3. *Die Notleidenden und Unterdrückten*

Im Jahre 1619 brachte ein erstes Schiff einige Hundert Westafrikaner nach Nordamerika, ins *land of the free*. Tausende Schiffe sollten folgen und ein System der Knechtschaft mit Menschenmaterial ausstatten. Zweihundertfünfzig Jahre lang blieb Sklavenhaltung ein etabliertes Recht in den Vereinigten Staaten. Diese Männer und Frauen, sie wurden nicht nur ihrer Freiheit beraubt, sondern auch ihrer Kultur und ihrer religiösen Rituale. Um sie ruhig zu stimmen und zorniges Aufbegehren zu verhindern, machte man sie mit der christlichen Religion vertraut, auf dass sie darin Orientierung und Trost zu finden gedächten. Was daraufhin geschah, ist religionsgeschichtlich außerordentlich bemerkenswert: die Entstehung einer Freiheitsfrömmigkeit, wie sie so im jüdisch-christlichen Kontext nie zuvor kultiviert worden war.

Wenn die weißen Sklavenhalter die Gesänge ihrer Leibeigenen vernahmen, wunderten sie sich zwar über die Andersartigkeit des musikalischen Ausdrucks, erlebten jedoch ihre Sklaven als Diener der Religion der Herrschenden. Sie ahnten nicht, wie sehr in den Jubilees und Spirituals die afrikanischen Götter und Geister noch präsent waren, wie deren Kraft und Freiheitsdrang unter den neuen Götternamen *Moses, David, Jesus* und *God* weiterlebte. Inzwischen hat die afro-amerikanische Kulturforschung überzeugend herausgearbeitet, wie

vielschichtig und raffiniert diese Befreiungsreligion funktionierte und den Unterdrückten nachhaltig Kraft und Hoffnung gab. Nur zu einem geringen Bedeutungsanteil strebten diese Lobpreislieder eine Erlösung im postmortalen Jenseits an, zu einem größeren dann die Ermutigung zum Kampf gegen alles, was in der Welt knechtet. Vor allem aber zielte diese *praxis pietatis* auf ein Freiheitserleben im je gegenwärtigen Singen, Tanzen und Feiern selbst. Wie auch immer die Schmach des Lebens sie sonst belasten musste: wenn die Unterdrückten gemeinsam sangen, dann waren sie frei. Freier als ihre Herren mit ihrem herrschaftlich geordneten Glauben allemal.

Wir schreiben das Jahr 2015. Und wieder verlassen Hunderte von Booten und Schiffen die Küsten Afrikas. Jetzt sitzen Menschen an Bord, die in anderer Weise zu Sklaven wurden. Wenn sie die Reise überleben, erbitten sie Asyl. Im freien Europa, wie sie glauben und hoffen. Und wir heißen sie willkommen. Nur bitte nicht zu viele. Und auch nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft. *Kyrie eleison*.

4. *Wir selbst*

Es mag zur Weisheit der alten Litaneien gehören, dass sie nach dem Blick auf das große Ganze, welches sich in der Metapher *Reich Gottes* versteckt, nach den Bitten für das irdische Leben in Hinsicht auf die Starken und die Schwachen, schließlich zur Selbstreflexion ermutigen. Veränderung als Lösung und Befreiung kann nicht nur irgendwo da draußen geschehen. Es ist entscheidend, dass sie sich auch im eigenen Herzen vollzieht. Wie ist es um uns bestellt in Sachen Herrschaft, Knechtschaft, Freiheit?

Ich bin überzeugt, dass die christliche Religion nur dann noch eine Zukunft hat, wenn wir es lernen, auf die Distinktionen zwischen Oben und Unten, Macht und Ohnmacht, Herren und Knechte, Hirten und Schafe zu verzichten. Nicht dass das Dienen zu verachten sei – ich diene gern. Nicht dass es verwerflich wäre, einmal das Haupt zu neigen, so es denn aus Neigung, aus Liebe geschieht. Nicht

dass es schaden könnte, einmal in Demut zu verzichten. Entscheidend ist: man tut all dies aus freien Stücken. Doch wer meint, sich unterwerfen zu müssen, weil himmlische oder irdische Mächte so viel größer und stärker als die eigenen Kräfte seien, der wird entweder im unterdrückten Aufbegehren stets unzufrieden sein, oder seine Seele wird verkümmern.

Manchmal hilft es, sich Texte und Traditionen genauer anzuschauen, und *solo verbo* zu erkennen, was sie *auch noch* bedeuten. Mut zu haben, die eigene Lesart zu finden, die einen aufrichtet und nicht beugt. Perspektivwechsel können helfen und ironische und freche Imaginationen. Zum Beispiel einer übermächtigen Gottesphantasie das Jesuswort entgegenschmeißen: „Wer unter euch der Größte heißen will, der sei aller Menschen Diener.“ Oder versuchsweise einmal zu Boden gehen und sich vorstellen, dass Gott so klein ist, dass man ihn nur auf Knien entdecken kann.

Duck dich nicht weg vor höherer Macht. Und blicke auch nicht demütig nach oben. Schau nach vorn und gradeaus. Freiheit ereignet sich auf Augenhöhe.

Kyrie eleison.

